

Der eigentliche Einschnitt im Leben der Autobiographen erfolgte aber mit dem Bewußtwerden der eigenen Klassenlage. Mary Jo Maynes arbeitet die unterschiedlichen Bedingungen hierfür heraus. Eine wesentliche Rolle spielte der Arbeitsplatz, wo kollektiv Erfahrungen verarbeitet wurden. Hier entfalteten die Ideen und Aktionen der Arbeiterbewegung ihre Wirksamkeit. Es gab aber nicht nur einen Weg zu Klassenbewußtsein und politischer Aktivität. Je nach Zeit, Ort und Geschlecht verlief die Politisierung anders. Generell spielte Bildung eine zentrale Rolle bei der Überwindung des passiven Arbeiterschicksals, wobei die Wege dazu jedoch wiederum ausgesprochen unterschiedlich aussahen. Wie herausgearbeitet wird, dürfte die Bedeutung des Faktors Bildung allerdings eng mit der Quellengattung verbunden sein. Die Untersuchung der Schilderungen von Sexualität fördert zutage, daß die Arbeiterschaft ihre Sexualität nicht freier auslebte als das als verklemt geltende und in spezifische Verhaltensanforderungen eingebundene Bürgertum. Auch die Arbeiterschaft war in ihrer Sexualität an soziale und kulturelle Normen gebunden, bewußt insbesondere auch bei den Aktivistinnen der Arbeiterbewegung mit ihren strengen sittlichen Prinzipien. Abschließend diskutiert Mary Jo Maynes ihre Ergebnisse vor dem Hintergrund der Forschungen zu Arbeiter-Autobiographien und zur Entstehung von Klassenbewußtsein in der Arbeiterschaft im Zeitalter der Industrialisierung und reflektiert noch einmal ausführlich die Reichweite der verwendeten Quellengattung. Die zahlreichen Einsichten, auch gerade in geschlechtsspezifische und nationale Differenzierungen, können hier nicht einmal angedeutet werden.

Für die Autobiographien gilt das, was Lutz Niethammer für lebensgeschichtliche Interviews vor Jahren festgestellt hat: Sie sind Pfadfinder zu neuen Fragestellungen. Insofern sollten die Anregungen von Mary Jo Maynes von jedem berücksichtigt werden, der sich mit der Entstehung von Klassenbewußtsein im Industrialisierungsprozeß auseinandersetzt. In der Bundesrepublik wäre manche harte und berechtigte Kritik an der »Geschichte von unten«, an der Alltagsgeschichte und dem Aufgreifen subjektiver Wahrnehmungen nicht nötig gewesen, wenn die Protagonisten dieser durchaus innovativen Forschungsansätze derartig differenziert und selbstkritisch wie Mary Jo Maynes gearbeitet hätten.

*Stefan Goch, Gelsenkirchen*

Johanna Meyer-Lenz, Schiffbaukunst und Werftarbeit in Hamburg 1838–1896. Arbeit und Gewerkschaftsorganisation im industrialisierten Schiffbau des 19. Jahrhunderts, Peter Lang Verlag, Frankfurt/Main etc. 1995, 638 S., 44 Abb., 114 Tab., geb., 148 DM.

Die Autorin untersucht in ihrer Arbeit, einer Hamburger Dissertation aus dem Jahre 1993, die Zusammensetzung der Werftbelegschaften sowie deren Organisationsverhalten in der Transformationsperiode von der vorindustriellen Gesellschaft zur Moderne. »Schiffbaukunst« bezeichnet die handwerkliche Produktion im Holzschiffbau, »Werftarbeit« ist dem industriell betriebenen Eisen- bzw. Stahlschiffbau zuzuordnen. Der Untersuchungszeitraum der Studie umfaßt die Zeitspanne von der Aufhebung der Zunftordnung im Hamburger Schiffbau im Jahr 1838 bis 1896, als die Hamburger Werftarbeiter dem Deutschen Metallarbeiterverband beitraten, womit ein neuer Ansatz der gewerkschaftlichen Organisation auf den Werften erfolgen sollte.

Ausgangs- und Mittelpunkt der Analyse ist der Wandel der Produktionstechnik im Schiffbau des 19. Jahrhunderts. Dabei bilden die verschiedenen Entwicklungsstufen in der Schiffbauproduktion den Rahmen, vor dem »die Interdependenz von gewerkschaftlicher Bewegung, industrialisiertem Schiffbau und Struktur der Schiffbauarbeiterschaft

des 19. Jahrhunderts« aufgezeigt wird (S. 28). Die Autorin will die einzelnen Gruppierungen der Werftarbeiter mit ihren unterschiedlichen Berufs-, Lebens- und Organisationsgefügen darstellen, »ohne ihnen eine a priori definierte historische Aufgabe zuzuordnen« (S. 37). Sie betrachtet die Arbeiterklasse also nicht als ausgewähltes Subjekt der Geschichte, übernimmt nicht das Konzept einer relativen Homogenität der Arbeiterschaft, ihrer Organisationen und Kulturen, sondern geht statt dessen von einer Vielschichtigkeit der Werftarbeiterschaft bei einer gleichzeitigen Überlagerung verschiedener Milieus und Lebenslagen aus.

Die Entwicklung eines industrialisierten Seeschiffbaus wurde durch eine technische Revolution in dieser maritimen Branche bewirkt. Die Autorin skizziert diese Entwicklung im ausgehenden 19. Jahrhundert in Deutschland, die dabei praktizierte Arbeitsteilung und Maschinisierung sowie die neu eingesetzten Produktionstechniken und die Arbeitsorganisation. Tatsächlich führte der Werftbetrieb des industrialisierten Eisenschiffbaus Arbeiterschichten aus unterschiedlichsten Kategorien, Traditionen und Mentalitäten zusammen: »alte« Handwerker-Arbeiter, neue Fach-Eliten sowie angelehrte und ungelernete Arbeiter. Exemplarisch werden anhand der Werft von Blohm & Voss die Trends und die Binnendifferenzierung der Belegschaft und die Verschiebung traditioneller Berufsfelder sowie die Ausbildung neuer Tätigkeitsbereiche nach dem Übergang vom Holz- zum Eisenschiffbau u. a. am Beispiel der Schiffszimmerer analysiert. Deren berufliche Position stabilisierte sich nach dem Funktionsverlust im untergegangenen Holzschiffbau, bei dem sie eine zentrale Bedeutung besessen hatten, erneut im Eisenschiffbau. Der Schiffszimmermann gewann nun die Position eines qualifizierten Fachhandwerkers. Damit macht die Autorin deutlich, daß im Gegensatz zu den bisher gängigen Vorstellungen der »moderne« Eisenschiffbau zu keiner Dequalifikation der Schiffszimmerer führte.

Die Autorin analysiert die Entwicklung der Fachverbände und fachvereinsübergreifenden Organisationen und die Auseinandersetzung zwischen diesen. Sie setzt sich mit den verschiedenen Organisationsmodellen und -versuchen auseinander. In den 1880er Jahren standen unterschiedliche organisatorische Konzepte zur gewerkschaftlichen Neuorientierung zur Debatte, so z. B. die reine Branchenorganisation und die am Produkt Schiff orientierte berufsübergreifende Zusammenfassung der Werftarbeiter. Als Branchenorganisation schlossen sich z. B. die Schiffszimmerer zusammen, dagegen suchten die Werftarbeiter die Integration durch die Produktorientierung. Dies bewirkte eine Öffnung für Arbeiter mit unterschiedlichem Status und hob ihre Organisation ab von den bisher bestehenden Fachvereinen der Metallhandwerker. Die Krisen und Konflikte zwischen den Werft- und den Metallarbeiter-Organisationen werden anhand der Auseinandersetzungen um den Arbeitsnachweis, um die Ausformulierung einer neuen gewerkschaftlichen Strategie, anhand von Lohnbewegungen und dem Streik der Hamburger Schiffszimmerer dargestellt. So entsteht ein umfassendes Bild des Streites zwischen dem Hamburger Werftarbeiter-Verband und den Metallarbeiter-Verbänden in der Hansestadt. Die 1. Mai-Bewegung von 1890 leitete dann eine Wende der Gewerkschaftsbewegung auf den Werften ein; mit dem Jahr 1896 endet das produktorientierte Organisationsmodell der Werftarbeiter mit ihrem Anschluß an den DMV.

Johanna Meyer-Lenz hat eine ambitionierte, arbeitsintensive Untersuchung vorgelegt. Ihre regionalhistorische Studie stellt einen wichtigen exemplarischen Beitrag zur Erklärung des Zusammenhanges von Handwerkerkultur und Arbeiterbewegung dar. Sie muß sich allerdings fragen lassen, ob sie zumindest die ersten Kapitel ihrer Arbeit nicht wesentlich straffer hätte abfassen können. Und warum hat sie nicht mancherlei Details – wenn sie schon glaubte, auf deren Wiedergabe nicht verzichten zu können – wenigstens in den Anmerkungsbereich verwiesen, um den Text lesbarer zu gestalten? Insgesamt 115 Tabellen unterbrechen den Text und damit auch dessen Lektüre. Die 44 Ab-

bildungen (Fotos und zeitgenössische Zeichnungen, keine Lagepläne der Werften) erwecken – angesichts der sicherlich sinnvollen Auswahl und ihres großen Informationsgehaltes – Bedauern, da die mangelhafte Papierqualität sie kaum zur Wirkung kommen läßt.

Auf die Gefahr hin, mich damit dem Vorwurf reduzierter Ansprüche oder gar der wissenschaftlichen »Dünnbrettbohrerei« auszusetzen, sei doch die Frage erlaubt: Müssen Dissertationen heutzutage über 600 Druck(!)seiten umfassen? Solch umfangreiche Arbeiten wirken bei der Lektüre ermüdend und sind in ihrer Detailfülle kaum noch durchdringbar. Wird damit nicht vielleicht zudem der Verdacht genährt, daß von einem gewissen Seitenumfang an Quantität in Qualität umschlägt? Oder stellen sich solche Autoren/Autorinnen durch ihre Detailverliebtheit etwa selbst ein Bein?

*Peter Kuckuck, Bremen*

Thomas Welskopp, Arbeit und Macht im Hüttenwerk. Arbeits- und industrielle Beziehungen in der deutschen und amerikanischen Stahlindustrie von den 1860er bis zu den 1930er Jahren, Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Bonn 1994, 802 S., geb., 138 DM.

Diese ambitionierte und äußerst umfangreiche Studie gliedert sich in einen einleitenden theoretischen Teil, drei Kapitel, in denen die unterschiedlichen Produktions-, Arbeits- und Organisationsformen der deutschen und amerikanischen Eisenindustrie unter jeweils drei unterschiedlichen Regimen in drei verschiedenen Zeitepochen konkret dargestellt werden, und eine vergleichende Schlußbetrachtung. Im ersten, theoretischen Teil unternimmt der Autor eine Einordnung seiner Untersuchung in den allgemeinen Kontext der Forschungen zur Arbeitergeschichte und erläutert sein Unterfangen, einen »Beitrag zu einer typisierenden Form der Arbeitergeschichte in komparativer Absicht« zu leisten (S. 25). Als Voraussetzung dazu scheint es ihm nötig, gegen die Stellvertreterkriege zwischen den großen Theorieschulen und die Flucht in Differenzierungen eine historische Theoriebildung zu setzen, die sich auf facettenreiche empirische Befunde stützt. Nicht das Konzept der »Klassenbildung« (J. Kocka) wird von ihm als theoretischer Ausgangspunkt seiner Untersuchung gewählt, sondern ein milieutheoretischer Zugang, der für die Erfassung der zweifellos gegebenen Unterschiedlichkeit verschiedener Arbeitergruppen mehr Raum bietet und über Typenbildung dann auch eher Anknüpfungspunkte an eine allgemeine Gesellschaftsgeschichte eröffnet. Als Beispiel wählt der Verfasser die Hüttenarbeiter des Ruhrgebiets und in Pennsylvania, deren innerbetriebliche Beziehungen, die sich in einem bestimmten Organisationsverhalten niederschlagen, er als soziale Basis für die Wahrnehmung ihrer kollektiven Interessen ansieht. Diese innerbetrieblichen Sozialbeziehungen sieht er wesentlich vermittelt durch das »Betriebssystem«, das neben den technologischen Bedingungen der Produktion auch Marktzwänge und Managementstrategien reflektiert und das er in Anlehnung an Oskar Stillich neu formuliert. Die Entwicklung der deutschen und amerikanischen Eisenindustrie ist seit den 1860er Jahren demnach durch die Abfolge dreier solcher Betriebssysteme charakterisiert, und diese Abfolge sucht der Autor in bemerkenswerter Differenziertheit (sektoral und regional begrenzt, zeitlich und räumlich vergleichend) nachzuzeichnen.

Im Rahmen einer derartigen Untersuchung erscheint dem Verfasser der Klassenbegriff als unverzichtbar (S. 41), weshalb er einige Mühe darauf verwendet, diesen für seine Zwecke umzuformulieren. Vor allem ist es ihm wichtig, weitere soziale Handlungsfelder von Arbeitern über das Maß hinaus zu berücksichtigen, welches im traditionellen Klas-